

Die Welt im Radio

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **6 (1953-1954)**

Heft 16

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Was sie sagen

Im Schatten der Genfer Konferenz

Die russischen Radiostationen beschäftigen sich in zunehmendem Maße mit der Genfer Konferenz. Berlin ist schon beinahe vergessen. Dabei wird ein konstantes Propagandafieber unterhalten, wobei die Wahrheit nur eine untergeordnete Rolle spielt, z. B. wenn immer wieder erklärt wird, daß die «überwältigende Mehrheit» des französischen Volkes den Krieg in Indochina verdamme. Eine Sendung, in der die «Prawda» zitiert wurde, führte aus, daß angesichts des Bankrotts des von ihnen entfesselten indochinesischen Krieges gewisse Zirkel in Amerika den Krieg zu einem internationalen Konflikt ausarten lassen wollten. «Zu diesem Zwecke werden Märchen über eine angebliche chinesische Intervention in China verbreitet. Das soll eine Entschuldigung für das Versagen der französischen Kräfte sein und die massive Intervention Amerikas in diesem Krieg rechtfertigen.»

Für die wirklichen Absichten auf russischer Seite ist wohl die Äußerung eines polnischen Senders von Bedeutung, daß die Genfer Konferenz, obwohl sie sich nur mit Angelegenheiten des Fernen Ostens befasse, «den Strom der Dinge in Europa zu beeinflussen beginne». Es gebe z. B. in Deutschland Stimmen, «welche weitere Verhandlungen über die deutsche Wiedervereinigung verlangten angesichts der voraussichtlichen Verhandlungen über diejenige von Korea. Die Stimme der englischen Labour-Opposition zeige auch, daß ein internationales Klima im Entstehen begriffen sei, welches die europäische Armee überflüssig mache, während sogar in der amerikanischen Presse Zeichen eines Ernüchterungsprozesses erschienen».

Zur gleichen Zeit, als Molotow (5. März) seine aggressive Rede gegen die westliche «Angriffspolitik» hielt, feierten sowjetische und Satelliten-Radiostationen den Gedächtnistag von Stalins Tod mit Lobpreisungen für diesen «großen Fortsetzer der Sache Lenins». Dabei scheinen die chinesischen Sender den Vogel abgeschossen zu haben, die sich in hymnischen Verherrlichungen überschlugen. In Amerika ist man skeptischer geworden; die «Stimme Amerikas» zitierte eine Äußerung der New-Yorker «Times», welche die Frage beantwortete, ob der Tod Stalins Aussichten für eine bessere Zukunft der Menschheit eröffne: «Man kann verstehen, daß einige Beobachter beim Tode Stalins von einer Politik des ‚New-look‘ im Kreml sprachen. Aber ist diese wirklich mehr als hauchdünn? Der Beweis, der bis heute geliefert wurde, läßt vermuten, daß ein Wechsel nur an der Oberfläche, nicht an der Basis stattfand, und daß die Faktoren, welche die Fortsetzung des Stalinismus dartun, jene einer Befreiung von der Schablone des toten Tyrannen weit überwiegen.»

Der Sieg des «Messias»

DKA. Karfreitag und Ostern wird wieder in vielen Konzertsälen und über manchen Radiosender ein Werk zu hören sein, das, aus Verzweiflung geboren, Jahr für Jahr Hoffnung und Erhebung in ungezählte Herzen sät. Wenn in England Händels «Messias» erklingt — seine Aufführung in der Londoner Albert Hall am Karfreitag gehört zur jahrhundertalten Tradition —, dann will es auch heute noch ein großer Brauch, daß sich beim triumphierenden Halleluja die Königin, ihr Gefolge und alle Besucher von ihren Sitzen erheben und bis zum Schluß stehen bleiben.

Händel, der in London lebende Deutsche aus Sachsen-Thüringen, hatte Schweres hinter sich. Zwar war er vom Königspaar, das ja aus Hannover stammte, mit Ehren überschüttet worden. Doch der Hof wandte sich schließlich gegen ihn, das Opernhaus wurde geschlossen, nachdem eifersüchtige Gegner die Vorstellungen durch gemietete Radaustifter unmöglich gemacht hatten. Er geriet in Schwierigkeiten. Wenige Jahre vorher hatte ein Schlaganfall seine rechte Seite gelähmt, doch fand er in Aachen Heilung, so daß er wieder schreiben konnte. Aber als Königin Caroline, die ihn besonders beschützt hatte, verschied, geriet er, nahe den 60er Jahren, tief in Schulden und fühlte die alte Schöpferkraft erlahmen. Er schloß sich ein und wanderte nur noch des Nachts ruhelos durch die Straßen. Niemand wollte mehr etwas von ihm wissen, mit Ausnahme seiner Gläubiger. Was hatte da sein Leben noch für einen Sinn?

Ein ziemlich heruntergekommener Schriftsteller sandte ihm damals den Text zu einem Oratorium, in der Hoffnung auf einige Dukaten. Er warf ihn achtlos beiseite. Wenn es wenigstens eine Oper gewesen wäre! Doch eines Tages las er darin und stieß auf die Stelle «Er war verachtet und zurückgestoßen von den Menschen... Er sah sich nach jenen um, die ihm Mitleid zeigen würden, aber da war niemand, und er fand nirgends Stärkung.» Haendel fühlte sich angesprochen, begann sich hineinzulesen, und je mehr er es tat, um so stärker drangen neue, nie gehörte Melodien und Töne auf ihn ein. Er fing sogleich mit der Aufzeichnung an, ein Schaffensfieber überfiel ihn, und wir wissen von seinem Diener, daß er 24 Tage beinahe nichts aß, nur vom Tisch zum Musikinstrument und wieder zurück lief, um die bedrängenden Tongewalten loszuwerden. Besucher starrte er an, aber erkannte sie nicht, und äußerte sich nur einmal, daß sich die Himmeltore weit aufgetan hätten, und er Gott auf seinem Thron sähe.



G. F. Händel, der Schöpfer des Oratoriums «Der Messias», welches über die Passionszeit über zahlreiche Sender geht.

Als der 60jährige weinend den letzten Akkord hingesetzt hatte, war er völlig erschöpft und schlief mehrere Tage, so daß der Diener den Arzt holte, weil er ihn für einen Sterbenden hielt. Der aber fand einen höchst vergnügten Händel, welcher nach Essen rief, das er sich dann in größten Mengen zu Gemüte führte. Darauf reiste er nach Irland, um einer alten Einladung des dortigen Gouverneurs Folge zu leisten, und studierte das Werk in Dublin ein. Bei der Erstaufführung am 13. April 1742 wartete eine gewaltige Menge schon viele Stunden vor Beginn an den Türen des Konzertlokals. Am Ende erhob sich ein ungeheurer Begeisterungssturm. London traf sofort Anstalten zur Aufführung, der auch das Königshaus beiwohnte. Damals geschah es, daß sich der König beim Halleluja erstmals spontan erhob und der ganze Saal dem Beispiet folgte.

Zehn Jahre später erblindete Händel völlig, aber er erfreute sich jetzt allgemeiner Verehrung und ließ sich durch nichts mehr beugen, seiner sicher geworden. Während einer Aufführung des «Messias» erkrankte er und äußerte den Wunsch, am Karfreitag zu sterben, was am 13. April 1759 in Erfüllung ging. Aber sein Geist, in den Urgründen des protestantischen Chorals wurzelnd, lebt für uns im «Messias» für immer fort.

Von Frau zu Frau

Altersheim oder nicht?

ED. Ich bin immer ein unabhängiger Geist gewesen. Altersheim? Mit einem festen Tagesplan, mit unbekanntem Leuten zusammen, sich von Fremden kommandieren lassen? Wie könnte das in Frage kommen! Ich verlor meinen Mann schon ziemlich früh, mit 27 Jahren, und mußte dann allein durch die Welt, verdiente aber immer genügend und konnte etwas auf die Seite bringen. Mit meiner Nichte und deren Familie stand ich recht gut. Sie würde mich nötigenfalls bestimmt aufnehmen. Ich machte mir deshalb keine großen Sorgen.

Und dann kam, als ich die 70 schon tief überschritten hatte, der Tag, an welchem es nicht mehr so recht mit der Arbeit gehen wollte wie früher. Die Sehkraft hatte abgenommen und meine Hände gehorchten nicht mehr gut. Was sollte nun werden? Ich mußte eine Entscheidung treffen. Und da zeigte sich bei genauerem Nachdenken, daß ich ziemlich gut wußte, wie wenig ich in die Familie meiner Nichte passen würde. Die Altersdifferenz war zu groß. Die jungen Leute mußten ihr eigenes Leben leben. Ich mochte die bisherigen Beziehungen nicht zu ändern, aber das konnte ich nur, wenn wir uns nicht allzu sehr nahe kamen und ich ihnen eine Last zu werden drohte. Ich hatte meinen Stolz — also die Zähne zusammengebissen und ins Altersheim.

Zwei Jahre mußte ich warten, bis ein Platz für mich frei wurde. An einem schönen Sommertag stand ich mit zwei Koffern vor dem Tore. Es wurde mir schwer, als ich mein neues Zimmer sah, trotzdem es recht anständig möbliert war. Ich biß wirklich die Zähne zusammen und wiederholte mir immer wieder, daß ich kraft eigenen, freien Willens da sei, und daß mich weder Not noch gefühllose Angehörige hier hineingestoßen hätten. Schließlich konnte ich immer wieder fort, obwohl ich ein beträchtliches Sümmchen hatte einzahlen müssen, bevor die Reihe an mich gekommen war. Ich klammerte mich an den Gedanken, jederzeit wieder ausziehen zu können. Er half mir die ersten, schwierigen Monate viel. Am Anfang ähnelten sich alle Gesichter meiner neuen Lebensgefährten zum Verzweifeln. Was sollte ich nur mit ihnen tun? Es war ein gutes, protestantisches Haus, ohne Gewinnabsichten geführt. Man sah darauf, daß die Insassen alle aus einem ungefähr gleichen Milieu stammten, um sich besser zu verstehen. Das machte die Sache für mich nicht leichter.

Nach den ersten Monaten begann ich mich etwas zu entspannen und auszuruhen. Es war doch ein ganz angenehmes Gefühl, immer gutes Essen und bequeme Unterkunft zu besitzen. Ich entdeckte, daß mein Lebenstempo eher schneller geworden war. Befreit vom Arbeitszwang verfügte ich plötzlich über viel Zeit für Konzerte, Film und Radio. Mehr als früher machte ich in Vereinen mit. Ich begann zu zweifeln,



Die Vorsteherinnen des Altmännerhauses in Harlem, Gemälde von Franz Hals, der in dem Hause selber sein Leben vollendete.

ob die Unabhängigkeit, die ich aufgegeben hatte, wirklich ein so großes Opfer bedeutet habe. Meine Großtante fiel mir ein. Mit einem riesigen Strohhut angetan, hatte sie, Anhängerin der Selbständigkeit um jeden Preis, ihren Garten bearbeitet, sofern sie in ihrem großen Hause nicht gerade krank lag und alle Verwandten, Freunde und Nachbarn telephonisch um Pflege ersucht hatte. Sie wollte nicht ins Spital, konnte sich keine Pflegerin leisten und bildete schließlich für jedermann eine höllische Last. Wir mußten sie später zu uns nehmen, wo sie des Abends unter uns thronte und sinnloses Zeug schwatzte, da ihr Geist nicht so zähe gewesen war wie ihr Leib. Unschuldigt dominierte sie unser ganzes häusliches Leben. Dachte ich an diese Zeit zurück, so gefiel es mir im Heim immer besser.

Es war eine sehr subtile Entwicklung, die mich dazu brachte, mich zum Heim positiver einzustellen. Restlos söhnte ich mich damit aus, als ich mit andern helfen konnte, dem Heim bei einer Neuanschaffung zu helfen. Da gab es also selbst für uns noch Aufgaben! Von da an wurde das gefürchtete «Heim» zu meinem wirklichen Heim, ohne Anführungszeichen, das ich mit nichts mehr vertauschen möchte. Allen kann ich nur raten, den gleichen Weg zu gehen, sofern sich ihnen Gelegenheit dazu bietet.

Die Stimme der Jungen

Rekrutenschule und Kino

chb. Wer in die Rekrutenschule einrückt, hat ungefähr ein Alter von zwanzig Jahren. Meist steht er schon selbständig im Leben, und manch einer ist bereits Oberhaupt einer kleinen Familie. Kommt man mit ihnen auf den Kinobesuch und einzelne Filme zu sprechen, so bietet sich Gelegenheit zu folgenden Betrachtungen:

Der Werktätige, sei er selbständiger Handwerker oder Arbeiter in einer Fabrik, sieht im Film ein Erlebnis, das er sich wie Theater oder Tanzen, je nach Einkommen, Stellung und Veranlagung mehr oder weniger häufig zu Gemüte führt und von dessen Eindruck er noch längere Zeit zehren wird. Dem Landwirt wird sich nicht oft die Gelegenheit bieten, einen Film anzusehen. Auch wird er sich mit den aufgeworfenen Problemen kaum innerlich beschäftigen können, da sie von seiner Welt meistens zu weit ab liegen. Die Gruppe der kaufmännischen Angestellten, Bureauisten und beinahe aller aus der Stadt stammenden Rekruten geht ins Kino, um sich zu unterhalten, zu zerstreuen. Farbe, Glanz, Abenteuer und Aufregung wollen sie genießen, da solches im wahren Leben nicht zu finden sei. Diese Feststellung läßt sich ja auch schon bei 12- bis 15jährigen Kindern beiderlei Geschlechts machen, die den Film nachgerade als einen Ersatz für das Märchen und die Abenteuer Geschichten halten. Was der Fünfzehnjährige jedoch im Film sofort für bare Münze nimmt und sich dabei vom materiellen Glanze der Welt des Films blenden läßt, wirkt sich auf den Zwanzigjährigen anders aus: Die Gefahr, die der Film auf Kinder im Pubertätsalter in sich birgt, ist ausgeschaltet, doch schadet ein dauernder Anblick von bestimmten Filmen dem gesunden Sinn für wahre Werte und schwächt die Urteilskraft zwischen Schein und Wirklichkeit auch beim Zwanzigjährigen, dessen geistige Entwicklung schließlich noch lange nicht abgeschlossen ist.

Das Programm von Filmen, das sich die einzelnen oben genannten Gruppen auswählen, ist kennzeichnend für Lebensführung und Lebensauffassung: Wer im Film ein Erlebnis sucht, selten ins Kino kommt, sieht sich an, was ihm geboten wird. Einmal ist's «Die Sennerin vom Rosenhof», das nächstmal Carol Reeds «Aissa». Problemstellung und Handlungsort spielen für ihn keine Rolle. «Er war im Kino», das heißt: Er erlebte einen Traum, einen Rausch.

Der Kinobesucher aus der Stadt geht nach andern Grundsätzen vor. Er besitzt sein Stammkino, seine bevorzugte Filmgattung, und macht sich manchmal sogar Gedanken über die Herstellung solcher Filme, wobei er natürlich auch am Leben einzelner Stars regen Anteil nimmt. Hiezu ein Wort zum Schweizer Film: Dieser wird, wenn er nicht speziell international oder aber betont im Heimatsstil gedreht ist, gering geachtet. «Wenn man schon ins Kino geht, will man einen rechten Film sehen — etwas, das von Amerika kommt, oder etwas typisch Französisches» —, nichts alltägliches (z. B. «Palace-Hotel»). Ueber «Heidi» allerdings kursiert aus dem Ort X-wil folgender Spruch: Man fragt seinen Freund, den man auf der Straße trifft, nicht mehr: «Hast du ‚Heidi‘ schon gesehen?», sondern: «Wie oft hast du ‚Heidi‘ schon gesehen?» Möge dies auch von den Schweizer Filmen der nächsten Zeit gesagt werden können!

Im gesamten gesehen läßt sich in der Rekrutenschule, wo junge Männer aller Schichten zusammentreffen, feststellen, daß Kinobesuch in erster Linie von den äußerlichen Umständen abhängt. Gibt es im Ort selbst ein Kino, so besucht man es von Zeit zu Zeit. Geht die Familie aus irgendwelcher Ueberzeugung nicht ins Kino, so meidet man es. Alle Zwanzigjährigen haben zusammen keine gemeinsame Anschauung, wie dies bei Jüngeren noch viel eher der Fall ist. Dazu sind sie schon zu sehr erwachsen und individualisiert.

Nicht um den Einfluß des Films auf eine ganze Altersstufe hin zu untersuchen ist die Rekrutenschule geeignet, sondern um den Eindruck des Films auf das einzelne zwanzigjährige Individuum zu verfolgen.

Welche Stellung nehmen Literatur, Musik, Film und Theater im Weltbild und in der Lebensauffassung eines Zwanzigjährigen ein? — Hier liegt der Kern unserer Untersuchung, der später aufgezeigt werden soll.